



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Patriotismus als Wurzel der Sittlichkeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir freilich kaum beklagen, da sich dieses im Laufe der Jahre immer mehr als eine verfehlte Einrichtung erwiesen hat. Aber auch manche andern freiheitlichen Gesetze würden dann wahrscheinlich als Opfer fallen oder doch wesentliche Beschränkungen erleiden, nicht allein für die Sozialdemokratie, sondern für alle Parteien. Die aber, die hiervon in erster Linie betroffen werden würden, sind die liberalen Parteien. Nicht allein die Freisinnigen, diese „beste Vorfrucht“ der Sozialdemokratie, sondern auch die gemäßigten Liberalen würden das schmerzlich zu empfinden haben, und es würde für sie nur ein geringer Trost sein, daß nunmehr doch auf dem Wege des „gemeinen Rechtes“ gegen die Sozialdemokratie vorgeschritten würde. Ein kleines Vorspiel dieser Sachlage giebt schon jetzt die Erscheinung ab, daß die freisinnige Presse gegen die Anordnung des Ministers, die eine strenge Handhabung der gesetzlichen Maßregeln gegen die Sozialdemokratie befiehlt, heftig ankämpft. Offenbar fühlen die Herren Freisinnigen, daß sich diese Strenge folgerichtig auch gegen sie kehren muß.

Es ist daher unsers Erachtens eine große Thorheit der liberalen Parteien gewesen, daß sie gegen das Sozialistengesetz mehr oder minder lebhaft angekämpft und dadurch dazu beigetragen haben, es zu Falle zu bringen. Die dadurch heraufbeschworenen Gefahren drohen vor allen ihnen selbst verderblich zu werden. Das Sozialistengesetz war die Versicherungsprämie, die die liberalen Parteien zu zahlen hatten, um den Fortbestand ihrer freiheitlichen Grundsätze zu sichern. Wem aber die Versicherungsprämie für sein Haus zu hoch dünkt, um sie ferner zu zahlen, der muß dann auch gewärtigen, daß, wenn ein Brand ausbricht, der Schaden auf ihm haften bleibt. Wir würden es beklagen, wenn die liberalen Parteien dieses Geschick träfe. Aber wundern würde es uns nicht.



Der Patriotismus als Wurzel der Sittlichkeit

1



Wenn der Verfasser des unten genannten Schriftchens*) einen patriotischen Verein nach dem Vorbilde des Tugendbundes gegründet hätte, dann würden wir durch öffentliche Kritik des Unternehmens eine patriotische Pflicht zu verletzen glauben. Denn gute Werke soll man nicht durch kritische Mörgelei in ihrem Fortgange stören. Aber da es sich vorläufig nur um eine Schrift handelt, so ist Kritik nicht allein erlaubt, sondern Pflicht, weil es die guten Absichten des

*) Schwarz weiß rot. Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Heft II. Halle a. S., Eugen Strien, 1890.

Verfassers nur fördern kann, wenn seine etwaigen Irrtümer aufgedeckt werden. Von den fünf Lieferungen, auf die das Ganze berechnet ist, liegt uns nur die zweite vor. Vielleicht zeigen die spätern, daß der Verfasser die Schwierigkeiten, die wir hervorzuheben gedenken, selbst inne geworden ist.

Brecht findet in dem geschichtlichen Überblick, der die erste Hälfte des Heftchens füllt, daß die Idee des Patriotismus „vielfach noch weit mehr als andre sittliche Ideen auf der Stufe des Unklaren, Volksfittgemäßen und Unbewußten, noch nicht Erkenntnis- und Begriffsmäßigen stehen geblieben“ sei. Wir lassen ununtersucht, ob das richtig ist. Sollte es richtig sein, so wäre es kein Unglück, denn durch die begriffsmäßige Klärung pflegen gleich den Weggründern auch die Ideen ihre Kraft zu verlieren. Wenn der Mann, der sich schon anschickte, dem unmittelbaren Antriebe des Mitleids zu folgen und aus dem brennenden Hause ein vergessenes Kind herauszuholen, plötzlich anfängt, den Kreis seiner Pflichten zu überschauen und zu mustern, so — verbrennt das Kind. Der Patriotismus, meint Brecht, stehe noch auf der ersten, heroischen Stufe der Sittlichkeit, wo nur die außergewöhnlichen Leistungen geschätzt, die täglichen unscheinbaren Pflichterfüllungen aber gering geachtet werden. „Man redet viel vom Sterben fürs Vaterland. Und dies ist ja das höchste und äußerste, was die Vaterlandsiebe von uns verlangt. Aber schon bei der zweitnötigsten der Leistungen fürs Vaterland, beim trivialen Steuerzahlen, hört der Patriotismus bei sonst wohlbedenkenden Staatsbürgern auf, und es beginnt ein nervöses Mißbehagen, wohl auch kleinliches Schelten, ödes Markten. Und die Scheidewand zwischen dem Steuerdefraudanten und dem Durchschnittspatrioten [wir würden sogar sagen: und dem feurigen Patrioten] ist nur allzu oft eine dünne, oft genug transparente. [Warum nicht kurz und deutsch: auch mancher Patriot betrügt — Luther liebte dafür ein kräftigeres Wort — den Fiskus mit Herzenslust, wo und wie er nur kann?] Daß vollends gar im gewöhnlichen Privatleben, im Geschäftsleben patriotische, staatsethische Motive leitend und bestimmend sein könnten oder sollten, das würden neun Zehntel aller Deutschen als chauvinistische oder ideologische Überspanntheit von sich weisen — zum deutlichen Beweis, wie wenig bis jetzt der ethische Schatz gehoben und fürs ganze Volkstum ausgenützt ist, der in der Idee des Patriotismus noch verborgen liegt.“ Das patriotische Gebaren seit 1870 laufe auf Redensarten und Trinken hinaus.

Brecht verfolgt nun die Entwicklung des Patriotismus durch die Weltgeschichte. „Der antike Patriotismus verblieb auf der Stufe des Stadtpatriotismus.“ Außerdem fehlte ihm „die Ergänzung durch den wahren Kosmopolitismus, d. h. die Humanitätsidee,“ indem der Grieche Pflichten gegen die Barbaren nicht anerkannte. Endlich blieb der Patriotismus auf die Vollbürger beschränkt; Sklaven und Halbfreie, die keine Rechte im Staate hatten, konnten auch keine Liebe zu ihm empfinden.

Das Christentum war an sich nicht staatsfeindlich, wurde es aber durch die Hierarchie. Brecht zählt einige der bekannten Anmaßungen der Päpste auf und zeigt, wie sie das Staatsleben Europas auf ein Jahrtausend im Keime erstickt hätten. Diese Auffassung herrscht zwar in Deutschland immer noch, aber sie ist trotzdem falsch. Mag es vielen Päpsten nicht am bösen Willen gefehlt haben, die Macht, ihn durchzusetzen, fehlte ihnen. Wenn nicht sofort nach dem Untergange des weströmischen Reiches Nationalstaaten fertig wurden, womöglich mit den heutigen Grenzen, so lag das nicht an den Päpsten, sondern daran, daß die Nationen selber noch nicht fertig und die Grenzen wegen unaufhörlicher Eroberungskriege fließend waren. Die Herstellung eines Großstaates nach heutigem oder altasiatischem Muster war bis ins zweite Jahrtausend hinein auch schon aus dem Grunde unmöglich, weil die drei Bedingungen dafür: das stehende Heer, das geschulte Beamtentum und die Verkehrsanstalten, mit dem römischen Reiche zu Grunde gegangen waren und erst im Laufe der Jahrhunderte mühsam von neuem geschaffen werden mußten. Wenn es trotzdem Karl dem Großen gelang, ein kurzlebiges Riesenreich aufzurichten, und wenn die Kaiser aus dem sächsischen und dem fränkischen Hause eine gewaltige Macht entfalteten, so war ihnen das nur möglich, weil ihnen die Kirche das zweite der genannten Elemente lief (sehr bezeichnend haben die Romanen aus clericus clere, englisch clerk, Schreibstubenmensch, gebildet) und teilweise auch das erste; denn die geistlichen Lehnsträger waren die einzigen, auf deren Mannen sie sicher zählen konnten; auch die Reichsfinanzen ruhten guten Theils auf den geistlichen Gütern. Daß dann in dem Konflikte zwischen dem Kaiser und dem Oberhaupte jener Kirche, die ihm bis dahin den Regierungsapparat geliefert hatte, die Reichsfürsten gegen den Kaiser Partei nahmen (ohne ihre Unterstützung wären alle päpstlichen Bannsprüche Schläge ins Wasser gewesen), darf ihnen nicht als Reichs- und Vaterlandsverrat im heutigen Sinne angerechnet werden. Die deutschen Stämme hausten so zerstreut und so weit von einander entfernt und hatten so wenig Berührung mit einander, daß ihnen ihre Zugehörigkeit zu einem Volke erst im zehnten Jahrhundert zum Bewußtsein kam, als sie auf den Römerzügen hörten, wie sie von den Leuten jenseits der Berge mit dem gemeinsamen Namen Tedeschi gerufen wurden; sie selber hatten bis dahin nichts andres gewußt, als daß sie Sachsen, Franken, Lothringer, Alemannen oder Baiern waren, und daß ihre Herzöge sich einen gemeinsamen König gewählt hatten, ohne auf ihre Selbständigkeit zu verzichten. Die Wahl war ein Vertrag, und hielt ihn der König nicht, so waren auch die Fürsten nicht mehr daran gebunden. Unser Begriff der Souveränität war jener Zeit und ist dem ursprünglichen Germanentum völlig fremd, er ist erst später durch das römische Recht eingeführt worden. Namentlich aber erlangten die sächsischen und die bairischen Fürsten durch ihre ganz selbständig und ohne namhafte Hilfe des Königs vollführten Eroberungen in den Slawenländern einen solchen Grad

von Selbständigkeit, daß es die Sachlage gänzlich verkennen hieße, wenn man sie, wo sie auf eigne Faust Politik trieben, wie abtrümmige Statthalter beurteilen wollte. Trotzdem würde es den Kaisern gelungen sein, die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, wenn sie wenigstens daheim geblieben wären. Aber als die Hohenstaufen den Schwerpunkt des Reiches nach Italien und noch dazu in dessen Südspitze verlegten, da hörte die physische Möglichkeit auf; selbst bei unsern heutigen höchst vollkommenen Verkehrsverhältnissen wäre es unmöglich, Deutschland von Sizilien aus zu regieren. Das Schicksal der letzten drei Hohenstaufen mag im Lichte der Poesie noch so tragisch schön erglänzen, ihre Sache mag vom legitimistischen Standpunkte aus noch so unanfechtbar gerecht sein — eine deutsche Sache ist sie nicht; nur der allerdings gerechtfertigte Haß gegen den gemeinsamen Gegner, den Papst, hat dazu verleitet, sie dafür zu halten. Wahr ist an der bei uns hergebrachten Auffassung jener Verhältnisse nur so viel, daß die Päpste in der kritischen Periode unter den letzten Hohenstaufen und nach deren Untergange die Abneigung der deutschen Fürsten, ihre eignen Rechte freiwillig zu beschränken und so eine lebensfähige Zentralgewalt herzustellen, nach Möglichkeit verstärkt und die Verwirrung im Reiche klug ausgenützt haben. Wo, wie in England und in dem damaligen Frankreich, das nicht die Hälfte des heutigen umfaßte, die Gunst der geographischen Lage und ein geschlossenes, nicht zu umfangreiches Gebiet die Entstehung des Volksstaates begünstigten, da trat dieser hervor, sobald die Bedingungen: ein leidlich gebildeter Beamtenstand, eine erträgliche Wehrverfassung und Finanzwirtschaft, vorhanden waren. Den erfolgreichen Widerstand der Engländer gegen den Papst unter Eduard I. führt Brecht selbst an (nur der elende Johann ohne Land hatte sich zu des Papstes Knechte gemacht; das Volk zu knechten, war den verbündeten beiden Despoten, dem geistlichen und dem weltlichen, nicht gelungen); er hätte auch das einmütige Zusammenstehen von König und Volk in Frankreich gegen die Anmaßungen des Papstes Bonifaz VIII. nicht unerwähnt lassen sollen.

Neben diesen großen Staatenbildungen aber wucherte überall im Kleinen ein reiches politisches Leben. Man soll doch nicht vergessen, daß in der zweiten Hälfte des Mittelalters der bairische, der sächsische und der brandenburgische Staat fertig wurden; gewiß sehr achtungswerte politische Schöpfungen! Und daß ein allmähliches Erwachen des Großstaates aus kleinern politisch reifen Bestandteilen weit gesünder ist und die Bürgerschaft längerer Dauer gewährt, als wenn nach orientalischer Art ein Völkergemisch schnell zusammenerobert und erst nachträglich der Versuch gemacht wird, das Ganze politisch zu organisieren. Der Versuch ist bisher stets mißlungen; es ist überall bei einem äußerlichen Zusammenschließen der Glieder geblieben, die auseinanderfielen, sobald der Despot fiel, der die Enden der Ketten in seiner Hand hielt. Ein solches rein äußerliches und für die Völker wie für die Kultur im ganzen wertloses

Gebilde würde auch ein italienischer Großstaat gewesen sein, wenn er vor zwölfhundert Jahren zu stande gekommen wäre. Brecht sagt nämlich: „Italien hätte zweimal durch edle deutsche Stämme der Einheit entgegengesührt werden können, im sechsten Jahrhundert durch die Ostgoten, im achten durch den Langobarden Liudprand. Das erstemal hat der römische Pontifex mit dem Ostroemer, das zweitemal der römische Priester mit den Franken Pippin und Karl die Keime zur [nein, der!] italienischen Einheit und Selbständigkeit und die beiden edeln deutschen Stämme zertreten.“ Weder die Goten noch die Langobarden waren so zahlreich, daß sie allen Bewohnern Italiens ein gemeinsames Gepräge zu geben vermocht hätten; das Gelingen ihres Beginns hätte nicht verhüten können, daß sich Neapolitaner, Toskaner und Lombarden zu ganz verschiedenen Stämmen entwickelten, deren vorzeitiges Zusammenschmieden zum Einheitsstaat höchstens die negative Wirkung erzeugt hätte, die Entstehung der italienischen Städterepubliken zu verhindern, was ein ungeheurer Verlust nicht allein für Italien, sondern für ganz Europa gewesen wäre. Merkwürdig, daß Brecht von diesen Republiken rein gar nichts sagt! Und doch lebte in ihnen der antike Stadtpatriotismus wieder auf. (Unter ihnen hätte Brecht auch eine gefunden, leider habe ich vergessen, welche es war, deren Bürger einmal Revolution machten und ihre neugewählte Obrigkeit fortjagten, weil diese — eine zu kleine Umlage ausgeschrieben hatte. „Was, schrie das empörte Volk, so wenig Liebe zum Vaterlande traut ihr uns zu, und für solche armselige Lumpen haltet ihr uns?“) Und diese italienischen Kleinstaaten sind für uns weit wichtiger als die altgriechischen; denn in der Finanzkunst, Staatswissenschaft und Verfassung, die sie ausbildeten, wurzelt das ganze politische Leben der modernen Völker, und Macchiavelli bleibt der große Lehrer aller Staatsmänner, die nach ihm kommen, nicht am wenigsten derer, die gegen ihn schreiben. Und die Kunst und Wissenschaft der italienischen Renaissance, die Mutter aller heutigen Kunst und Wissenschaft, sie konnte nur bei der Bewegungsfreiheit und vielseitigen Reibung entstehen, wie sie eine Gruppe kleiner republikanischer Gemeinwesen gewährte. Das alles würde der absolute Zwangsstaat im Keime erstickt haben; denn nur als solcher hätte vor tausend Jahren ein ganz Italien umfassendes Reich ins Dasein treten können. Und gerade in diesen italienischen Kleinstaaten entsprang die Idee des Nationalstaates und ward sie großgezogen — unter dem Schutze des Papsttums. Denn nicht Bigotterie war es, was die Mehrzahl der Italiener zu Welfen machte, wie sich die kaiserfeindliche Partei nannte, sondern das Bedürfnis, sich die wertvolle Bundesgenossenschaft des Papstes gegen den Kaiser zu sichern. Das Kaisertum war, als Zwillingbruder und Ergänzungspol des Papsttums, ganz ebenso universal und daher nationalfeindlich wie dieses. In den Staatschriften der Florentiner und des Königs Robert von Neapel gegen den Kaiser Heinrich VII. finden sich zuerst jene Grundgedanken einer nationalen Real-

politik, die heute den Männern der Bismarckschen Schule — sofern von einer solchen gesprochen werden darf — geläufig sind. So oft der Papst eine kaiserfreundliche Wendung wagte, wurde er von niemandem rücksichtslos bekämpft, als von den „Getreuen der Kirche.“ In solchen Zeiten hatten päpstliche Abgesandte in einer Welfenstadt nichts zu erwarten, als eine Tracht Prügel oder den Tod, und päpstliche Briefe wurden als Wische behandelt, die keiner Beachtung wert seien. Als Heinrich VII., der im Einvernehmen mit Papst Clemens V. nach Italien gekommen war, die ihn begleitenden Legaten fragte, ob sie nicht Vollmacht hätten, die Rebellen gegen Kaiser und Papst zu bannen, da antworteten diese Kardinäle, die Vollmacht hätten sie schon, aber wenn des Kaisers Schwert nicht stark genug sei, den Bannspruch zu vollstrecken, dann nutze dieser nichts, denn in Italien mache sich niemand etwas daraus; die Florentiner und Bologneser — es waren dies die führenden Städte im Welfenbunde — lebten seit Jahren im Banne und ließen sich wohl sein dabei.

Der Leser möge diese geschichtliche Abschweifung entschuldigen; eine schiefe Auffassung der Vergangenheit erschwert die richtige Beurteilung der Gegenwart ganz außerordentlich.

Brecht hebt sodann die für Deutschland unheilvolle Rolle hervor, die das Haus Habsburg namentlich im Reformationszeitalter spielte, rechtfertigt die Bündnisse protestantischer Fürsten mit dem Auslande, beweist die Notwendigkeit des fürstlichen Absolutismus in der nachfolgenden Periode und schildert das Keimen des deutschen Patriotismus unter Friedrich dem Großen und seine herrliche Blüte in der Zeit der Befreiungskriege. In alledem sind wir mit ihm vollkommen einverstanden. Besondern Dank verdient die Mitteilung längerer Stellen aus Schriften G. M. Arndts und F. L. Jahns, die leider teils vergessen, teils ganz unbekannt sind. Der Abschnitt schließt mit der Aufzählung einiger der Männer, die um ihrer Überzeugung und ihrer patriotischen Unternehmungen willen Verbannung oder den Tod erlitten haben und so zu Märtyrern fürs Vaterland geworden sind.

Das zweite Kapitel: „Die Verwirklichung der patriotischen Idee,“ handelt zuerst von der Erziehung und militärischen Organisation. Zur Nachahmung wird der 1807 gegründete Tugendbund empfohlen und dessen Grundidee sehr glücklich folgendermaßen ausgedrückt: „Während eine frühere Zeitrichtung mehr Repression statt Evolution der Volkskräfte geübt, dem Menschen zwar sehr eindringlich das »Du sollst nicht« nach allen Richtungen hin klar gemacht, umso weniger aber das »Du sollst,« mußte nun dem Menschen zugerufen werden: »Du sollst, denn du kannst,« es mußten alle guten Kräfte des Menschen entbunden werden zu freier Übung und Thätigkeit. Dabei wurde als Vorbild dem Deutschen mit Vorliebe jenes unvergleichliche Idealbild deutschen Wesens vorgehalten, welches Tacitus von unsern Vorfahren in der Germania entwirft,

selbstverständlich mit der Wendung: weil die alten Deutschen dieses kraftvolle, sittenreine, ehrliche Volk, mit dem heiligreinen, unverdorbenen Familienleben, mit der Verehrung der Frauen, mit dem unbezwinglichen Löwenmut waren, darum gelang es ihnen, die Zwingherrschaft der Römer abzuwerfen und die stolze Roma selbst in den Staub zu schmettern.“ Über das Idealbild der Deutschen bei Tacitus könnten wir — nach Felix Dahn — einige kritische Bemerkungen machen, sowie auch über die herkömmliche Ansicht, das lasterhafte Rom sei der Tugend der Germanen erlegen; zu verwundern ist nämlich nicht, daß das römische Reich endlich einmal zusammenbrach, sondern wie eine einzelne Stadtgemeinde die Herrschaft über ein Reich von solcher Ausdehnung auch nur fünf Jahre, geschweige denn fünf Jahrhunderte zu behaupten vermochte. Indes wir unterdrücken diese Bedenken; es giebt Fälle, wo der Irrtum nützlicher ist als die Wahrheit. Indem wir also beide Gedanken des Tugendbundes als Grundlage der Nationalerziehung mit herzlicher Zustimmung annehmen, bezweifeln wir doch ganz entschieden, daß dieses große Werk eines neuen Tugendbundes bedürfe. Geradezu für grundverkehrt aber halten wir die Forderung, daß sich unsre nationalen politischen Parteien als Tugendbund konstituieren sollen. Wäre der Gedanke nicht völlig aussichtslos, so würde er höchst gefährlich sein. „Wenn sich — sagt der Verfasser — die 1200000 Männer, die am 20. Februar nationalliberal und die, welche konservativ gestimmt haben, ihrer Aufgabe in vollem Maße bewußt geworden sein werden, dann werden wir den Gedanken des Tugendbundes wieder aufleben sehen. Unser politisches Parteilieben wird dann erst auf gesunden Grundlagen ruhen, wenn man sich nicht mehr bloß um die Abstimmung der Mitglieder und um die sozial-ethischen und Parteiziele, sondern zugleich um die persönliche Tüchtigkeit und sittliche Förderung der Mitglieder kümmert.“ Das fehlt gerade noch! Beaufsichtigung des Privatlebens und die davon untrennbare Spionage! Nicht eine gesunde Grundlage wäre das, sondern eine urfaule. Man weiß zur Genüge aus vielfältiger Erfahrung, wohin solche Einrichtungen führen, selbst wenn sie in der reinsten und edelsten Absicht getroffen werden. „Wir wären doch wirklich thöricht — fährt der Verfasser fort —, wenn wir die gewaltigen Parteiorganisationen, die wir besitzen, nicht ausnützen wollten für die sittliche Kräftigung des Volkslebens, und wenn wir andererseits nicht verstehen wollten, daß diejenigen Parteien, welche in ihrer Art eine personell-ethische Grundlage besitzen, sodas die Glieder nicht nur zusammen abstimmen, sondern gemeinsame sittliche Grundsätze im öffentlich-bürgerlichen wie im Privatleben befolgen, daß diese Parteien den festesten Zusammenhang haben. Das sind die sozialistische, die ultramontane und glücklicherweise zum Teil auch die konservative Partei.“ Es ist zum Glück nicht wahr, daß die genannten Parteien jede ihre besondere Moral haben und deren Befolgung bei ihren Gliedern überwachen, und damit wird auch das der nationalliberalen Partei gemachte Kompliment hinfällig, daß ihr die sittliche

Grundlage fehle. Selbst wenn die Katholiken eine besondere Moral, die Jesuitenmoral, hätten — bekanntlich protestiren sie sehr lebhaft gegen diesen Vorwurf —, bliebe doch immer nicht diese, sondern das Kirchenthum der Mitt der Zentrums-
partei. Noch weniger kann bei den Konservativen von einer besondern Moral die Rede sein, während allerdings der evangelische Glaube es ist, der neben den landwirtschaftlichen Interessen und der altpreussisch-monarchischen Gesinnung die Landbevölkerung der östlichen Provinzen bei der konservativen Fahne festhält. Und was die Arbeitermassen bisher an die sozialdemokratischen Führer fesselte, das war nicht die in Aussicht gestellte Emanzipation des Fleisches, obwohl viele unter ihnen diese Predigt gern hören, sondern die Unzufriedenheit mit ihrer Lage und die Ansicht, daß von einer Regierung und von Parteien, die Ausnahmegeetze gegen die Arbeiter erlassen, irgend welche Besserung der Lage nicht zu erwarten sei. Um die Privatmoral ihrer Mitglieder kümmert sich keine dieser Parteien, und im öffentlichen Leben befolgen sie sämtlich, gleich allen politischen Parteien aller Staaten und Zeiten ohne Ausnahme, den Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Daß die nationalliberale Partei von lockerem Gefüge ist als die genannten Parteien, beruht auf andern Ursachen, die in diesem Zusammenhange nicht erörtert werden können, nicht aber auf einem vermeintlichen Mangel an moralischen Grundsätzen. Wollte jemand schlechterdings die Moral der Nationalliberalen unter die Lupe nehmen, so würde er höchstens finden, daß die Herren im ganzen wenig Neigung zur Askese äußern, daß aber auch keiner von ihnen die freie Liebe predigt. Über dieses *juste-milieu* hinaus würde selbst Bismarck die Partei nicht gebracht haben, wenn er sich in den Kopf gesetzt hätte, sie sittlich zu diszipliniren.

Der zweite Abschnitt: „Organisation des Volkstums zum Staat,“ erläutert die Wiederbelebung des Gemeingeistes durch die Bauernemanzipation und die Städteordnung in der Steinischen Gesetzgebung, die neue Heeresverfassung, schildert dann die Hemmung und teilweise Unterdrückung dieser Entwicklung durch die nachfolgende Reaktion und schließt mit bitteren Bemerkungen über die Haltung der Deutschen bei den Wahlen der letzten Jahre und beim Rücktritt Bismarcks. Diese Haltung überzeugt den Verfasser von der Notwendigkeit, daß in das deutsche Volk ein neuer Geist, neue Ideale, neue Spannkraft kommen müssen. In einem kurzen Schlußkapitel heißt es: „Die Grundidee, das Prinzip unsrer Ethik ist das Deutschtum, die nationale Besonderheit oder der Nationalgeist des deutschen Volkes, und wir könnten uns damit begnügen, daraus den obersten Pflichtenatz abzuleiten: Mache dich zu einem tüchtigen Gliede deines Volkes, zu einem brauchbaren Werkzeuge des deutschen Geistes.“ Den Inhalt der Idee „Deutschtum“ anzugeben sei aber nicht ganz leicht, es sei dazu eine „effektische Beschreibung“ erforderlich, „eine Messung und Vergleichung des Deutschnationalen mit dem Allgemeinmenschlichen. Hierzu liefern alle Wissenschaften ihren Beitrag. In erster Linie aber ist es die Geschichte mit

ihren Hilfswissenschaften, die Poesie, Philosophie und Religion, welche gefragt werden müssen.“ Wahrscheinlich soll die Umfrage in den nächsten Hefen gehalten werden.

2

Indem wir uns nun zur grundsätzlichen Prüfung der Ansicht Brechts wenden, müssen wir zunächst unterscheiden zwischen dem Patriotismus als einzelner Tugend und dem Patriotismus als der Wurzel der übrigen Tugenden. Daß der Patriotismus im ersten Sinne der Stärkung, Vertiefung, Veredlung und größern Verbreitung bedarf, ist gar keine Frage. Wenn reiche Leute den Staat um einen großen, vielleicht um den größten Teil der Steuern betrügen, die sie zu zahlen schuldig sind, so muß ihnen öffentlich vor aller Welt gesagt werden, daß das abscheulich und eine Schande sei. Und wenn sich solche Männer gar zu den Patrioten zu rechnen die Kühnheit haben sollten, so müßte zur Strafe dafür die Frage aufgeworfen werden, ob sie nicht als ehrlos aus den Wahllisten zu streichen seien. Ja es ist in unsrer Zeit äußerst nötig, es ausdrücklich zu sagen, daß nicht das Maß der Vorteile, die einer vom Staate zieht, sondern das Maß der Opfer, die er ihm bringt, den Patrioten ausmacht. Nur darf man nicht so weit gehen, zu fordern, daß der Patriot überhaupt nichts für sich, für seinen Stand, oder wie man heute lieber sagt, für seine „Interessengruppe“ verlangen solle. Das hieße Unmögliches fordern. Denn wie es auf Erden keine Nächstenliebe ohne Selbstliebe, keine Tugend ohne Selbstsucht giebt, so kann auch ein Patriotismus, der gar nichts für sich vom Vaterlande erwartet, nicht zur allgemeinen Tugend aller Bürger werden. Aber um diesen wichtigen Punkt ordentlich zu verstehen, müssen wir Brechts Naturgeschichte des Patriotismus, die oberflächlich und unvollständig ist, ein wenig ergänzen.

Die natürliche Grundlage alles Patriotismus wird von Brecht gar nicht erwähnt. Er spricht nur immer vom Staate, während doch der Name Patriotismus auf das Vaterland hinweist. Land und Volk, auf diese beiden bezieht sich ursprünglich der Patriotismus, und nicht auf den Staat, dessen Idee und Bedürfnis sich erst auf einer spätern Stufe einfindet, und der auch auf den höhern Stufen nicht unmittelbar und um seiner selbst willen geschätzt und geliebt wird, sondern nur als Mittel, unser Heimatland und unser Volkstum zu behaupten und deren Schätze zu heben. Daher entspringt die stärkste und lebhafteste Vaterlandsliebe in solchen Gegenden, wo Land und Volksleben ein so eigentümliches Gepräge zeigen, daß der Volksgenosse nirgends anders in der Welt die landschaftlichen Bilder seiner Heimat und ihre Sitten wiederfindet. Der Tiroler liebt seine Berge, seine Gamsjagd, seine Volkstracht, seine heimatliche Mundart, seine Viehwirtschaft, kurzum sein Tirol, aber von Liebe zum deutschen Vaterlande weiß er nichts, obwohl er ein Deutscher ist. Er liebt

vielleicht auch die deutschen Bruderstämme und hört deren Mundart lieber als das Welsche; er liebt ganz gewiß den Kaiser Weißbart, der jeden Sommer einige Wochen in der Nähe seiner heimatlichen Berge weilte, um seiner Heldenthaten und seiner Freundlichkeit und seines ehrwürdigen Charakters willen, aber das alles ist noch keine Liebe zum deutschen Vaterlande. Die ist auch gar nicht so ohne weiteres möglich, weil Deutschland ein viel zu großes Land ist, als daß man es leicht überschauen und lieben könnte. *Ignoti nulla cupido*; was man nicht kennt, das begehrt und das liebt man auch nicht. Vor der Zeit der Eisenbahnen gab es im Bauernstande — die Handwerker kamen ja weiter herum — sehr wenig Leute, die über ihre engere Heimat hinausgekommen wären. Nun giebt es in Deutschland Gegenden von ganz verschiedenem Charakter: Hochgebirge, Mittelgebirge, Flachland, Weinland, Getreideland, Kartoffelland, Nadelholz- und Laubholzregionen, Flußland, Seenland, Meeresküste, wasserlose Gegenden. Der Bewohner der einen kann sich, wenn er nicht zu den Gereisten gehört, von dem Aussehen der übrigen und ihrem Leben gar keine Vorstellung machen; wie soll er diese Gegenden, wie soll er ihre Gesamtheit lieben? Wir Gebildeten freilich lieben unser Vaterland gerade deshalb, weil es eine solche Mannichfaltigkeit, einen solchen Reichtum von Schönheit und Naturschätzen umschließt. Aber zu dieser Liebe sind wir durch Reflexion, zum Teil durch den Schulunterricht gelangt, und Empfindungen, die aus der Reflexion entspringen, können sich mit den unmittelbaren an Stärke, Innigkeit und Dauerhaftigkeit niemals messen.

Und wer weiß! Wenn die Gemsen in den Tiroler Bergen weggeschossen, alle Schluchten überbrückt, alle Wildbäche fein säuberlich eingedämmt, alle Gipfel mit der Eisenbahn zu befahren fein werden, wenn alle Berge von schlauen Hotelwirten ausgebeutet fein werden, und die Käsemacherei auf der Alm im Auftrage einer Molkerei-Aktiengesellschaft von akademisch gebildeten Direktoren rationell betrieben werden wird, wenn es keine Tiroler Schützen mehr geben wird, sondern nur noch ein paar österreichische Regimenter, in denen Tiroler stecken, wenn die Mundart des Berliner Salontirolers und die des echten Tirolers in einen Brei zusammengefloßen fein werden, wer weiß, ob es dann auch nur noch Tiroler Patriotismus geben wird! Za man darf fragen, ob dem internationalen Frack, dem internationalen Zylinder, dem internationalen Hotellackner, dem internationalen Schlafwagen, dem internationalen Zeitungsgezwätz und dem internationalen Aktienschwindel irgend ein Volkstum auf die Dauer Stand zu halten vermögen wird? Am festesten wurzelt noch die Anhänglichkeit an die Sprache, weil es mit Ausnahme der wenigen, die von Jugend auf an mehrsprachiges Wesen gewöhnt worden sind, allen Menschen äußerst schwer fällt, sich einer fremden Sprache bedienen zu müssen. Es ist unbequemer, als das Gehen auf allen Vieren, und sobald das Gemüt ins Spiel kommt, das sich in einer fremden Sprache gar nicht zu äußern

vermag, verursacht dieser maalkorbartige Zwang einen Schmerz, der sich zur Raserei steigern kann, wenn versucht wird, einem ganzen Volksstamm seine Sprache gewaltsam zu nehmen.

Diese Art Vaterlandsliebe ist also unmittelbar und natürlich. Sie bedarf zu ihrer Kräftigung keiner Überlegung, keiner Belehrung, sie wird vielmehr durch beides leicht geschwächt. Sie denkt auch nicht daran, die Vorteile zu berechnen, die ihr das Vaterland gewährt; der Vorteil ist eben das Leben im Vaterlande, in der heimischen Landschaft, in den heimischen Sitten, im Gebrauch der Muttersprache, worin sie sich wohlfühlt, wie der Fisch im Wasser, während sie fern davon vor Betrübniß und ungestillter Sehnsucht vergeht. Ganz anders verhält es sich mit der Anhänglichkeit an den Staat. Die ist gar keine natürliche Empfindung, sondern nur durch Reflexion möglich. Sie setzt voraus: Kenntniß der Staatseinrichtungen, Vertrautheit mit der Geschichte des Staates, Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung und Einsicht in die Vorteile, die das Bürgerrecht im Staate gewährt. Da alle diese Bedingungen in kleinen Staaten viel leichter erfüllt werden können als in großen, so entwickelt sich der politische Patriotismus natürlich zuerst in kleinen Gemeinwesen, in städtischen und Bauernrepubliken. Bietet sich der oben geschilderte natürliche Patriotismus, die Anhänglichkeit an eine landschaftlich abgeschlossene charakteristische Heimat als Grundlage oder Wurzel dar, was bei den ältern Schweizer Kantonen und den Dittmarschen wie auch bei den griechischen Staaten der Fall war, so ist dort die Vaterlandsliebe am allergesündesten und unerschütterlichsten. Ein außerordentlich festes Band bilden auch gemeinsam ausgeführte mühevoll und mit Opfern hergestellte Bauten, sei es zu Schutz und Trutz gegen feindliche Nachbarn oder Elemente, sei es zum Schmuck der Vaterstadt; was dem Schweizer, dem Tiroler seine Berge, das waren dem Athener seine Akropolis und seine Flotte, dem Niederländer seine Dämme und Kanäle und Schiffe, das ist noch heute dem Florentiner z. B. seine Domkuppel und sein San Giovanni.

Während der Bürger des Kleinstaats den Gegenstand seiner Liebe stets ganz oder fast ganz greifbar vor Augen hat und durch die tägliche thätige Teilnahme daran das Bewußtsein seiner lebendigen Gegenwart, seiner Wichtigkeit und seiner wohlthätigen Eigenschaften niemals verliert, läßt es sich beim Großstaat kaum verhüten, daß er die Natur eines Abstraktums annehme, das so wenig Liebe, Anhänglichkeit und Begeisterung einzulösen vermag wie irgend ein anderer Begriffsschatten. In Monarchien kommt die Person des Monarchen zu Hilfe, in dem der Staat verkörpert erscheint; der Monarch ist ein Mensch, und einen Menschen kann man lieben. Freilich vergegenwärtigen auch die Beamten den Staat. Allein, wir dürfen uns nicht verhehlen, es ist sehr schwierig, es ist vielleicht psychologisch unmöglich, den Staatsanwalt (als solchen), den Gerichtsvollzieher und den Polizisten zu lieben. Leichter fällt es

schon beim Briefträger, namentlich beim Geldbriefträger, am leichtesten beim Leutnant; leider kann nicht jeder Ort im Reiche sein Bataillon oder seine Schwadron haben. Auch Gebäude versinnbildlichen den Staat; und die Reichspost an jedem Orte, schon der Briefkasten ist als Stützpunkt und Anreger patriotischer Empfindungen von nicht geringer Bedeutung. Allein der Kirchturm, dazu die Kreuze und Heiligenbilder, fallen doch noch mehr in die Augen, und wo die Gewohnheit besteht, täglich der Messe beizuwohnen, da gewinnt der Verkehr des Einzelnen mit dem Gemeinwesen, dessen Bundeszeichen und -feier sie bildet, einen solchen Grad von Lebendigkeit, daß der Staat der katholischen Kirche gegenüber im Nachteile bleibt. Bei patriotischen Festen würde es sehr schwierig sein, zu ermitteln, wie viel von der da ausbrechenden Begeisterung dem Vaterlande und wie viel davon dem guten Stoff und der gemüthlichen Kameradschaft auf Rechnung zu setzen sei. Fast nur in Zeiten höchster Gefahr oder Noth, oder sooft der Staat eine ganz außerordentliche Leistung zum Wohle des Gemeinwesens vollbracht hat, die sich jedem Einzelnen fühlbar macht, fast nur in solchen Fällen ist den Angehörigen des Großstaats eine allgemeine und lebhaft patriotische Bewegung des Herzens möglich. Die Badener waren bekanntlich bis 1870 großdeutsch. Was hat sie bekehrt, so daß sie seitdem die begeistertsten unter den Nationalen geblieben sind? „Sehen Sie, sagte mir einst ein Bürger einer badischen Kleinstadt, das ist mein Haus! So viele Jahre hatte ich gearbeitet und gespart, ehe ich es mir bauen, den Traum meines Herzens verwirklichen konnte; eben war es fertig geworden, da brach der Krieg aus! Herr Gott! dachte ich damals, wenn die Franzosen herüberkommen, wenn sie unser Städtchen beschießen, dann ist meine ganze Lebensarbeit verloren! Werden uns die Preußen helfen? Sie haben geholfen! Unter ihrem Schutz sind wir für immer geborgen! Da haben Sie meine Politik!“ Und nach dem Jahre 1806, als von einem Ende des deutschen Vaterlandes bis zum andern die Felder von den Hufen feindlicher Kasse zerstampft, die Häuser niedergebrannt, die Viehherden weggetrieben, die Einwohner mit unerschwinglichen Lasten beschwert waren, da wurde es jedem Ackerhändler und jedem Handwerksgehilfen klar: wenn wir die Franzosen nicht aus dem Lande jagen, bleiben wir und unsre Nachkommen Sklaven und sind keinen Augenblick unsers Lebens, Leibes und Eigentums sicher; wie sollen wir aber der Franzosen Herr werden, wenn niemand da ist, der unsre Kräfte zusammenfaßt? Und wer könnte das, als nur ein gemeinsamer Staat? So lebte damals die Idee des deutschen Nationalstaats in allen Herzen mit Nothwendigkeit auf. Und die Bauern, die in jener Zeit freie Herren ihrer Scholle wurden, sie wurden durch diesen Befreiungsakt natürlicherweise gut preussisch samt Kindern und Kindeskindern; sie empfanden und erkannten es, was es heißt, preussische Unterthanen (damals noch nicht Staatsbürger!) zu sein und den König von Preußen zum angestammten Fürsten zu haben. Es hieße der menschlichen Natur unmögliches

zumuten, wollte man fordern, daß solche Stimmungen in gewöhnlichen Zeiten mit ungeschwächter Kraft und begleitet von der ungetrübten Einsicht jener Tage fort dauern sollen. Sobald es not thut, findet sich die richtige Stimmung schon wieder ein. Überhaupt hält keine gesunde Natur eine gehobene Stimmung, eine leidenschaftliche Spannung auf die Dauer aus. Offenbart sich doch die zuverlässigste aller Arten von Liebe, die Mutterliebe, bei vielen Müttern einzig und allein in der unauffälligen täglichen Pflichterfüllung und bricht nur beim Tode des Kindes in leidenschaftlicher Form hervor.

Eben auf diese dauernde Wirkung, die treue, gleichmäßige, anspruchslose Pflichterfüllung zielt nun allerdings Th. Brecht gerade ab. Aber ehe man in seine Klagen einstimmt und die Notwendigkeit einer förmlichen Erneuerung des Volksgeistes zugiebt, wäre doch vorher zu erwägen, ob es in großen und ganzen an jener Pflichterfüllung und der Bereitwilligkeit zu ihr fehlt. Opposition gegen die Regierung, und sollten neun Zehntel des Volkes daran teilnehmen, würde noch kein Beweis dafür sein. Sie würde zunächst nur beweisen, daß eine Mehrheit des Volkes über das Gemeinwohl anderer Meinung ist als die Regierung (worin ja möglicherweise Annäherung und Selbstüberschätzung liegt), aber nicht, daß sie gegen das Gemeinwohl gleichgiltig oder gar von vaterlandsverrätherischer Gesinnung ist. Oder glaubt Brecht im Ernste, daß die Männer der Opposition, um bei den zwei von ihm hervorgehobenen Hauptpflichten zu bleiben, sämtlich Steuerbetrüger seien und daß sie im Kriegsfall fahnenflüchtig werden würden? Das ist richtig, daß sich die Wirkungen des letzten großen Krieges weit weniger schön ausnehmen als die der Befreiungskriege; aber es ist auch leicht einzusehen, woher das kommt. Die Siege von 1813, 14 und 15 brachten Erlösung aus einer zehnjährigen Not, die jeder nicht bloß in seinem Gemüte, sondern an seinem Geldbeutel und in seinem Magen gespürt hatte; und was man nach errungenem Siege vor sich sah, das war nicht ein üppiges Genußleben, sondern lange, mühselige Arbeit zur Wiederherstellung des vernichteten Wohlstands. Vor 1870 hingegen hatte kein Mensch irgendwelche von außen verhängte Not gelitten; von Gefahr hatten sich nur die Bewohner der Westgrenze, und diese nur einen Augenblick bedroht gesehen. Das Elend der Schlachtfelder in Frankreich bekam nicht der zehnte Teil der Einwohner zu Gesicht, und als unsre ruhmreichen Truppen heimkehrten, da brachten sie die Milliarden mit. Daher Anno 1815 die andächtig fromme, demütig bußfertige und doch so unendlich erhebende Stimmung und 1870 eine übermütig leichtfertige Hurra- und Champagnerstimmung, bei der man aus dem lachenden Jubel gar nicht herauskam, die sich schon während des Krieges hie und da in wüsten Orgien austobte (es ist der Fall vorgekommen, daß die Honoratioren einer preussischen Stadt „zu Ehren“ der kriegsgefangenen französischen Offiziere und zu eigenem Vergnügen, natürlich mit französischem Gelde, eine nächtliche Orgie veranstalteten) und die nach dem Friedensschlusse

in den hellen Wahnsinn der Gründer- und Ringeltangelwirtschaft ausbrach. Dieser Wirkung der großen Siege, so natürlich sie war, mußte nun allerdings und muß auch in Zukunft entgegengewirkt werden, nicht durch Bußpredigten, die nur verlacht werden würden, sondern durch die Jugenderziehung und den Erwachsenen gegenüber durch verstandesmäßige, kühle Erwägung, die das Unvernünftige und Schädliche solchen Treibens klar zu machen sucht.

Sind wir demnach, wie gesagt, mit dem Verfasser vollkommen einverstanden in der Ansicht, daß unser Patriotismus sorglicher Pflege, in vielen einzelnen Fällen der Reinigung, Vertiefung, Klärung und Stärkung bedürfe, daß sogar der Patriotismus mancher Leute als Heuchelei entlarvt werden müsse, um der Ausbreitung dieses Übels vorzubeugen, so müssen wir ihm doch zum Vorwurfe machen, daß er einen der wichtigsten Punkte übersehen hat, nämlich die Schwierigkeit, die der Verallgemeinerung des Patriotismus entgegensteht. Dieses Übersehen befremdet um so mehr, als er die Schwierigkeit bei den alten Staaten erkannt und mit dem Worte „Sklaverei“ auch ausgesprochen hat.

Wie wir schon bemerkten, die Forderung, daß der Patriot vom Staate keinen Vorteil erwarten dürfe, wäre einfach lächerlich. Der Staat ist eben dazu da, den Einzelnen manche Vorteile zu sichern, die sie sich in der Vereinzelung nicht zu verschaffen vermögen. Zwar giebt es bei uns in Preußen noch eine höhere Auffassung des Staates, nach der er die verkörperte sittliche Weltordnung und der Quell aller höhern Kultur ist, und in dieser Eigenschaft, als höchstes Gut, auch von denen geliebt werden muß, denen er keinen materiellen Vorteil gewährt; allein diese erhabene Staatsidee ist der Masse unzugänglich und wird selbst von den Gebildeten mehr mit beifälligem Kopfnicken nachgesprochen als im Herzen empfunden. Außerdem wird sie von zwei großen Parteien entschieden abgelehnt, deren eine die Kirche und deren andre die gebildete Menschheit aller Staaten für die Trägerin der höchsten Kulturaufgaben erklärt. Wer bei seinen patriotischen Bestrebungen den Boden im Volke nicht verlieren will, wird also zunächst das Hauptgewicht auf die greifbaren und verständlichen Vorteile legen, die der Staat seinen Bürgern gewährt. Es ist gewiß schändlich, wenn einer für die Vorteile, die ihm der Staat gewährt, nicht einmal die Steuer zahlen will, die er zu zahlen schuldig ist; man darf auch fordern, daß der Patriot in außerordentlichen Fällen außerordentliche Opfer bringe und auf Vorteile verzichte; aber in gewöhnlicher Zeit angemessene Vorteile vom Staate zu erwarten, das ist ganz und gar nicht schändlich, sondern natürlich und notwendig.

Nun ist es klar, daß die Reichen im Staate, die gewöhnlich die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben, sich selbst zuerst bedenken werden, und daß sie vor allen andern Staaten gerade diesen Staat schätzen, der ihnen solche Vorteile sichert und der eigentlich mit ihnen, mit ihrer Gesamtheit zusammenfällt. Und ebenso klar ist es, daß die Armen, die als rechtlose

Sklaven oder bloße, wenn auch persönlich freie Unterthanen, gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung ausüben, keine Rechte haben und sich keine Vorteile sichern können — höchstens daß eine geordnete Rechtspflege sie der Notwendigkeit der Selbsthilfe überhebt, die noch dazu manchem von ihnen lieber wäre —, daß also diese Armen dem Staate mehr feindlich als freundlich gegenüberstehen. Daher dürfen sich die Reichen immer und überall Aristokraten oder Optimaten nennen, denn im Staate und für den Staat sind sie wirklich die Besten, sind sie die, die den Staat, und zwar den Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung, unter allen Umständen und um jeden Preis aufrecht erhalten wollen. Alle Armen dagegen sind von Natur Staatsfeinde, und zwar genau in dem Grade umso staatsfeindlicher, je ärmer und rechtloser sie sind. Mit jeder Scholle, die ein Tagelöhner zu eigen erwirbt, verschwindet ein Staatsfeind, und mit jeder Gewährung politischer Rechte, die dem Proletariat die Aussicht eröffnet, sich auf gesetzmäßigem Wege Besserung seiner Lage zu erkämpfen, wird die Staatsfeindschaft dieser Klasse vermindert. Daher bilden die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung einer Verfassung und das allgemeine Stimmrecht ebenso viele Sprossen einer Leiter, auf der die untersten Klassen zum Verständnis des Staates und zum Interesse an ihm emporzuklimmen und dabei ein Stück Staatsfeindschaft nach dem andern ablegen. So staatsfeindlich sich auch die verbisseneren unter den Sozialdemokraten geberden, der deutsche Staat ist ihnen doch noch lieber als der belgische und der italienische, wo auf je hundert Einwohner nur zwei stimmberechtigte Bürger kommen, oder gar der verfassungslose russische. Soeben ist unser Kaiser daran, eine weitere Sprosse einzufügen, und unendlich viel hängt davon ab, ob es gelingt, so viel, daß das Gelingen jede Bedrohung des Staates von innen beseitigen und alle besondern Veranstaltungen zur Pflege des Patriotismus überflüssig machen würde. Die soziale Frage lautet, von der einen Seite her gesehen: Ist ein freier Arbeiterstand und ist ein Großstaat möglich, dessen männliche Bewohner sämtlich Vollbürger sind? Die formale Bejahung der Frage durch Gesetz und Verfassung bedeutet noch nicht die wirkliche Lösung der Schwierigkeit. Die letztere liegt hauptsächlich darin, daß alle Vorteile, die dem einen Stande zugesichert werden, in die Benachteiligung der andern Stände auszuschielen pflegen, und daß die Ansicht von einer allgemeinen Harmonie der Interessen, die jeden Einzelnen die Vorteile aller andern mitgenießen läßt, von optimistischen Theoretikern zwar gepredigt, in der Wirklichkeit aber selten gefunden wird. Die Frage ist also, ob auf dem bisher beschrittenen Wege einer allmählichen Befreiung der ärmern Klassen fortgefahren oder zu Wiederherstellung alter Abhängigkeitsverhältnisse unter neuen Formen zurückgegangen werden soll, die es ermöglichen würden, die natürliche Staatsfeindschaft des Proletariats dadurch unschädlich zu machen, daß man es aller Machtmittel beraubte. Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht

und des allgemeinen Schulzwangs ist uns aber die freie Wahl versperrt und sind wir auf den ersten Ausweg angewiesen, den wir nun, wir mögen wollen oder nicht, das Beste hoffend vorläufig weiter wandeln müssen.

Stimmen wir demnach im ersten Punkte der Hauptsache nach mit dem Verfasser überein, so muß sich der Schreiber dieser Zeilen zum zweiten, der für Brecht der Hauptpunkt ist, ablehnend verhalten. Brecht will den Patriotismus, oder wie er sich ausdrückt, das Deutschtum zum „Prinzip“ der Ethik machen. Mit dem Worte Prinzip wird in der Philosophie viel grober Unfug getrieben. Im vorliegenden Falle kann es dreierlei bedeuten. 1. Einen allgemeinen Satz, aus dem die Sittenlehre alle einzelnen Tugenden und Pflichten abzuleiten hat. Solche in der Wissenschaft übliche Ableitung ist ein fürs Leben wertloses logisches Spiel; wir halten uns daher dabei nicht weiter auf. 2. Die Wurzel, aus der in Wirklichkeit alle Tugenden hervorgehen. Wir gedenken demnächst in einem besondern Aufsatze zu zeigen, daß die Sittlichkeit niemals aus einer einzigen Wurzel entspringt, sofern man mit der Wurzel nicht etwa den einen unteilbaren Geist meint, in dem freilich zuletzt jede seiner Lebensäußerungen wurzelt. 3. Den Antrieb zur Tugend und Pflichterfüllung. Als solchen lassen wir nun allerdings die Vaterlandsliebe gelten und leugnen namentlich nicht, daß sie sich bei denjenigen Personen, die im Mittelpunkte des Staatslebens stehen, sehr mächtig erweist; aber als einzigen Antrieb, der die übrigen Antriebe entbehrlich machte, können wir sie nicht anerkennen. Auch überschätzt Brecht den Wirkungsbereich dieses Antriebes, wenn er von ihm z. B. die Hebung und Läuterung des Familienlebens erwartet. Angenommen, das deutsche Familienleben wäre im ganzen gegen früher gesunken, so würde der Rückschritt ganz gewiß nicht im Mittelstande zu suchen sein, sondern nur darüber und darunter, und die Zunahme der schlechten Ehen würde nicht vom Mangel an Patriotismus herrühren, sondern von dem Wachstum des Reichthums und der Armut auf Kosten des Mittelstandes. Denn jene beide lockern unfehlbar das Eheband; der erste, indem er die Mittel zu unbegrenztem Genuß gewährt und beiden Gatten die Führung gesonderter Haushaltungen ermöglicht, die andre, weil das Familienleben aufhört, wo die Fabrikarbeit der Frauen und das Zusammenhaußen der Familie mit Fremden in einer Stube anfängt. Einen augenfälligen Beweis für die Geringsfügigkeit des Einflusses, den der Patriotismus auf die Privatmoral ausübt, sehen wir bei den Franzosen. Obgleich sie seit 1870 bis zur Verrücktheit patriotisch sind, und obwohl ihnen unaufhörlich vorgepredigt wird, daß die Bevölkerungsabnahme das Vaterland in Gefahr bringe, haben sie sich von der Unsitte, durch die sie der Teilung des Familienvermögens vorzubeugen pflegen, noch nicht heilen lassen. Versagt den verständigen Erwägungen einer greisenhaften Weisheit gegenüber die Macht des Naturtriebes und die Stimme des einfältigen Gewissens, dann nützt auch der glühendste Patriotismus nichts mehr. Es wäre im höchsten

Grade gefährlich, die vielen zusammenwirkenden Antriebe, die sich bis jetzt im ganzen bewährt haben, beiseite zu schieben zu gunsten eines einzigen, der am Ende versagen könnte.

Unser Schlußurteil über Brechts Schrift fassen wir dahin zusammen, daß sie zwar die Ethik nicht umschaffen wird, daß sie aber viele beherzigenswerte Mahnungen und dankenswerte Anregungen enthält.



Hausindustrielle Zustände

Seit längerer Zeit wird in der volkswirtschaftlichen Litteratur die Frage erörtert, ob es sich empfehle, die deutsche Gewerbe-gesetzgebung auch auf die hausindustriellen Unternehmungen aus-zudehnen. Um der Entscheidung dieser Frage näher zu treten, war es nötig, sich zunächst eine genaue Kenntnis der in der Hausindustrie herrschenden Zustände zu verschaffen, sich über die wirtschaftliche und soziale Lage dieses bedeutsamen Teiles des deutschen Erwerbslebens klar zu werden. Diese zeitgemäße und dankenswerte Aufgabe hat sich der Verein für Sozialpolitik gestellt. Er hat zunächst eine Darstellung der Litteratur, der heutigen Zustände und der deutschen Hausindustrie nach den vorliegenden gedruckten Quellen herausgegeben, über die die Grenzboten bereits berichtet haben. (Vgl. 1889 IV, S. 255 bis 262.) Da das vorhandne gedruckte Material aber kein abgeschlossenes und zuverlässiges Bild der gegenwärtigen Lage der deutschen Haus-industrie gab, hat er es unternommen, die Verhältnisse durch eine Reihe einzelner örtlicher Untersuchungen festzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er sich in den verschiedenen Teilen Deutschlands an fachkundige Vertrauensmänner mit der Bitte gewendet, über die hausindustriellen Zustände ihrer Gegend Auskunft zu erteilen. So ist eine Reihe gleichsam erlebter Berichte von Fachmännern entstanden, die uns auf Grund eigener Anschauung über die zum Teil sehr traurige Lage der deutschen Hausindustrie Aufschluß geben. Das vorige Jahr brachte die Berichte über das nördliche Thüringen und das südwestliche Deutschland, und soeben ist ein neuer Band erschienen, der die Hausindustrie in Berlin, im Bezirke der Handelskammer von Osnabrück, im Fichtelgebirge und in Schlesien, mithin in wichtigen Gebieten, in Großstadt, Gebirge und Flachland behandelt. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.)

Als eine Eigentümlichkeit der Hausindustrie ist stets hervorgehoben worden, daß im Durchschnitt der Lohn der Arbeit geringer und die Arbeitszeit größer